

## 1. Einleitung

Das Thema „Frieden“ ist in Hölderlins Werken durchgängig vorhanden, wobei seine Vorstellung über diesen Begriff von der Französischen Revolution stark beeinflusst wurde. Die Auswirkungen dieses großen geschichtlichen Ereignisses auf die gesamte Menschheit bewegten ihn das Wort „Frieden“ häufig und in zahlreichen verschiedenen Facetten zu verwenden. In manchen seiner Gedichte ist der Frieden ein Motiv, das an zentraler Stelle steht z.B. „Ersehnter Friede, komm und gib ein / Bleiben im Leben, ein Herz uns wieder“ (Hölderlin, 1970: „Der Frieden“, 109, V.43-44.) heißt es in der 1799 entstandenen Ode „Der Frieden“. Die Sehnsucht nach Frieden und das Streben mit der Welt friedlich in Einklang zu sein, ist allerdings in all seinen Werken ein wichtiges Thema.

Da dem Frieden in Hölderlins Werken ein solch großes Gewicht beigemessen wird, ist es wichtig, zuerst die Friedensforschung und die Rezeptionsgeschichte etwas genauer zu betrachten. Hölderlin wurde als Dichter relativ spät von der Friedensforschung entdeckt. Erst während des ersten Weltkriegs wurden die Gedichte Hölderlins unter diesem Aspekt betrachtet. Gustav Landauer gilt hierbei mit seinem Vortrag „Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten“, gehalten am 13. März 1916 in Berlin, als Pionier. In seiner Rede behauptet er, dass der Frieden, die Freiheit, die Schönheit und die Liebe bei Hölderlin untrennbar sind (Landauer, 1961: 71-77) und formuliert: „Die Hoffnung steigt immer wieder in ihm auf, dass gerade Deutschland einst, nicht auf den Wegen des Lärms und der Waffen, sondern in Stille und durch den Geist die neue erlösende Botschaft zur Menschheit bringen werde.“ (Landauer, 1961: 69 f.) In der politischen Dimension der zwanziger Jahre greift Pierre Bertaux (Bertaux, 1967/68: 1-3), ein französischer Germanist, verschiedene Meinungen über Hölderlin auf: Ludwig von Pigenot ist es gleichgültig, ob man Hölderlin einen Royalisten oder einen Jakobiner nennt. Für Thomas Mann war Hölderlin allerdings der Vertreter par excellence der konservativen Kulturidee.

Mit der Wiederentdeckung der Hymne „Friedensfeier“ im Jahr 1954 wurde die Hölderlin-Forschung erneut zum Leben erweckt. Dies entfachte kurz danach einen Streit über die Gestalt des „Fürsten des Fests“. So ergab beispielsweise die Analyse von Paul Böckmanns, dass mit dem „Fürsten des Fests“ der Frieden selbst genannt wird. (Böckmann, 1955/56: 5) Wolfgang Binder behauptete hingegen, die Gestalt des Fürsten wäre der Gott des ewigen Friedens und trage Züge des Saturns. (Binder, 1956: 151-184) Nur in kleineren Aufsätzen und

in gelegentlichen Einzelbemerkungen zur Friedensthematik beziehen sich die Interpreten auf Hölderlins Spätwerk. Im oben bereits erwähnten Aufsatz von Pierre Bertaux, der im Jahre 1967 in überarbeiteter Form erneut erschien, kommt deutlich zum Ausdruck, dass sich Hölderlins Friedensidee erst nach 1799 herausgebildet hat und Hölderlin erst mit der „Friedensfeier“ von einer „Verherrlichung“ des Revolutionskrieges zu einer „Verherrlichung“ des Friedens übergegangen ist. (Bertaux, 1967: 53-63) In der im Spätherbst 1799 entstandenen Ode „Der Frieden“ sind allerdings bereits Ansätze von Hölderlins Friedensbildern zu erkennen. Der Mittelteil der Ode enthält sowohl die Beschreibung des Krieges, als auch die Erwartung auf den kommenden Friedens. Diese Ode näher betrachtend, stellt sich die Frage, inwiefern sich die Friedensvorstellung wirklich darin reflektiert.

Der Wortgebrauch des Begriffs „Frieden“ im 18. Jahrhundert und dessen traditionelle Bildlichkeit ist eine wichtige Grundlage für das Verständnis von Hölderlins Ode „Der Frieden“. Das zweite Kapitel der vorliegenden Arbeit bietet deshalb einen klaren Einblick in die damalige Begriffsdefinition. Für Hölderlin war die Französische Revolution das wichtigste Ereignis seiner Zeit. Die Auswirkungen der Französischen Revolution waren nicht nur in Frankreich zu spüren, sondern übten auch auf die zeitgenössische deutsche Literatur starken Einfluss aus. Vor diesem historischen Hintergrund, der im dritten Kapitel behandelt wird, zählen vor allem die Jahre 1799 und 1800 zu einer wichtigsten Schaffensperiode Hölderlins. Im vierten Kapitel folgt dann eine Analyse der Friedensvorstellung in Hölderlins Ode „Der Frieden“.

Die Ode „Der Frieden“ ist nicht nur ein herausragendes Werk Hölderlins, sondern zudem noch ein Zeugnis seiner Zeit. Ziel dieser Arbeit ist es zu analysieren, in welchem Maße sich die zeitgenössischen Ereignisse auf Hölderlins Verständnis von Frieden und somit auf das vorliegende Werk ausgewirkt haben.

## **2. Das Wort „Frieden“ im 18. Jahrhundert**

Das deutsche Wort „Frieden“ ist etymologisch auf die indogermanische Sprache „pri“ zurückzuführen und stammt von dem althochdeutschen Wort „fridu“ ab, was soviel wie „nahe bei“ bedeutet. Frieden bezeichnet einen Zustand des Beieinanderseins, der Schonung, oder des Wohlwollens. (Kluge, 1989: 232) Im Vergleich zu anderen Sprachen ist Frieden eine aktive Lebensform in der Menschen in Harmonie miteinander leben. In der chinesischen Sprache wird z.B. mit Frieden „hé-ping, 和平“ ein soziales Verhältnis beschrieben, in dem

alle in Wohlklang miteinander zusammenleben. Auch im lateinischen Sprachgebrauch bedeutet „pax“ ursprünglich die „vertragsmäßige Unterbrechung des an sich normalen Kriegszustands“ (Reallexikon, 1950: Bd. 8, Sp. 437), d.h. vor allem Ende des siegreichen Krieges und der Beginn des vertraglich gesicherten Nicht-Krieg.

### *2.1 Die Bedeutung des Friedensbegriffs im 18. Jahrhundert*

Der Friedensbegriff im 18. Jahrhundert orientierte sich hauptsächlich am lateinischen Sprachgebrauch. Gleichzeitig begann allerdings eine neue Entwicklungsphase. Kants Entwurf „Zum ewigen Frieden“ (Kant, 1795) galt vor allem der Sicherung des Friedens zwischen den Staaten. Im politischen Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts verwendete man das Wort „Frieden“ im Sinne von Beendigung des Krieges.

Im Jahr 1735 fasst Zedler das Wort „Frieden“ in seinem „Universal-Lexikon“ folgendermaßen zusammen: „In einem andern Verstande wird das Wort ‚Frieden‘ auch vor dasjenige Pactum genommen, wodurch der Krieg geendet wird“ (Zedler, 1735: Bd. 9, 2095). In dem von Adelung verfassten „Grammatisch-kritisches Wörterbuch“ von 1775 heißt das Wort „Frieden“: „Abwesenheit des gewaltsamen Streites zwischen ganzen Staaten, im Gegensatze des Krieges.“ (Adelung, 1775: 298-300) sowie „besonders die Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zwischen Staaten nach vorher gegangenen Kriege, und der Vertrag, vermittelt dessen solches geschieht.“ (Adelung, 1775: 298-300) Die Veränderungen des Friedensbegriffs im 18. Jahrhundert stehen mit dem politischen Hintergrund eng in Zusammenhang.

### *2.2 Die traditionelle Bildlichkeit des Friedens zum Ende des 18. Jahrhunderts*

Um die Friedensbilder und den Friedensdenken von Hölderlin auch nur annähernd zu erfassen, ist ein Überblick über die Bildlichkeit des Friedens am Ende des 18. Jahrhunderts notwendig. In Deutschland entstand um 1800 eine Friedensdichtung, die sich der Bildsprache der Symbole, Allegorien und Personifikationen bediente. Angefangen von Schubart und Herder bis hin zu Jonathan Ludwig Albrecht Nöller und Christian Ludwig Neuffer haben sich alle mit dieser Form von Friedensdichtung befasst.

Die Personifikation des Friedens stammt ursprünglich aus der klassischen Mythologie. Aber auch Ende des 18. Jahrhunderts tritt der Frieden als Wesen in einer großen Zahl von Friedensgedichten auf. Hier bedeutet Krieg Unsicherheit und Leid sowie Abschied von geliebten Menschen, was wiederum der ersehnten „Gerechtigkeit“, „Ordnung“ und

„Sicherheit“ gegenübersteht. Die Beschreibung des Krieges und seiner entsetzlichen Folgen zieht meist eine literarische Darstellung des Friedens nach sich. Der Frieden als Göttin, die eine allegorische Frauenfigur, so z.B. Herders „große Friedenfrau“ (Herder, 1877/1913: 119-121), oder die Figur des Kindes (Meister, 1801: 94) verkörpert, gilt als eine der geläufigsten Formen z.B. „Ceres“ die griechische Göttin des Ackerbaus sowie die göttlichen Musen. Als Erkennungsmerkmal dienen hier Friedenssymbole wie Ölzweig, Merkurstab und Füllhorn. Darüber hinaus wird der Frieden oft durch Vergleiche mit dem einfachen ländlichen Leben verbildlicht, z.B. durch den „frommen Landmann“, „Herd und Hirten“ und den „Pflüger“. In vielen Friedensgedichten sind auch Anklänge an das goldene Zeitalter zu finden. Hierbei wird die „goldene Zeit“ oft als „ewiger Frieden“ bezeichnet. Begriffe aus dem Bereich der Natur stellen eine weitere Metapher für den Frieden dar z.B. „der wiederkehrende Frühling“. Im Gegensatz dazu werden Termini aus der Natur wie z.B. „Donner“, „Gewitter“, „Sturm“ und „dunkles Wetter“ gerne für Kriegsmetaphorik verwendet.

Um 1800 wurde aufgrund des historischen Hintergrunds der Frieden in Gedichten stärker thematisiert. Vor allem durch die von den Dichtern verwendete Symbolik wird die Sehnsucht nach Frieden deutlich. In Gedichten, die anlässlich eines Friedensschlusses entstanden, wurden die in der Antike oft als Siegeszeichen verwendeten Symbole der „Friedenspalme“ und des „Friedenskranz“ wieder aufgegriffen. Der Friedensschluss wird hierbei oft als kultisch-feierliche Handlung dargestellt und an einem „festlichen Altar“, mit Palmen geschmückten Altar, vollzogen. Als Friedensstifter wurden zur damaligen Zeit berühmte Persönlichkeiten wie z.B. „Napoleon“ verwendet. Im Vor- und Nachfeld der Friedensschlüsse von Lunéville (1801) und Amiens (1802) wurde dann häufig Napoleon als zentraler Friedensbringer dargestellt. (vgl. Oehler, 1961/62: 247) In der geistlichen Dichtung wird der Frieden allerdings ausnahmslos als eine Gabe Gottes, die mit dem Dank und Lobpreisung der Gläubigen eng in Verbindung steht, bezeichnet.

### **3. Der historische Hintergrund**

#### *3.1 Die Französische Revolution in der zeitgenössischen deutschen Literatur*

„Die Revolution, die in Frankreich den Staat, hat in Deutschland die Literatur erschüttert“, sagte Karl August Varnhagen von Ense im Jahre 1811. (Zimmermann, 1989: 7) Der Einfluss der Französischen Revolution wurde in Deutschland unmittelbar nach 1789 zuerst in der politischen Alltagsprosa deutlich. Diese Revolution „verdrängt durch ihr gewaltiges Interesse

alles, die besten Gedichte bleiben ungelesen“ stellt Johann Wilhelm von Archenholz am Ende des 18. Jahrhundert fest. (Zimmermann, 1989: 7) Die Französische Revolution hatte die literarische Umwälzung von halb Europa zu Folge. Der Historiker Daniel Jenisch schrieb: „Auf einmal wird die ganze europäische all-regsame Geisterwelt in Erstaunen gesetzt durch eine ungeheure Tatsache, welche den Ideen und Wünschen dieser Art mit der Verwirklichung schmeichelt. Und dies war die Französische Revolution.“ (Jenisch, 1800: Bd. 1, 231)

Durch die Französische Revolution wurden für viele Literaten der Romantik das Lebens- und Reflexionsproblem und das mit ihr entstandene Spannungsverhältnis von Politik und Moral, sowie von Wirklichkeit und Utopie, zum Thema. Angesichts einer allerdings unveränderten Welt der Macht nahm das romantische Denken in sich selbst immer mehr zu. Es schuf sich gleichsam eine geistige Ersatzwirklichkeit, die nicht nur der Realität jener Jahre entgegenstand, sondern die Utopie einer allgemeinen sittlich-religiösen Erneuerung darstellte. Im Geistigen, im Mythos sowie in Kunst und Religion konnte das verwirklicht werden, was in der realen Welt nicht erreicht werden konnte.

### *3.2 Die Sehnsucht nach Frieden in den Jahren 1799 und 1800 und die Auswirkungen der Französischen Revolution auf die Werke Hölderlins*

Pierre Bertaux sieht die Zeit von 1799 bis 1800 als eine Übergangphase von einer „Verherrlichung“ des Revolutionskrieges zu einer „Verherrlichung“ des Friedens. In diesem Zeitraum bildete sich Hölderlins Friedensidee allmählich heraus und gewann zunehmend an Komplexität. Um ein besseres Verständnis über die Entwicklung Hölderlins in den Jahre 1799 und 1800 zu erlangen, ist es wichtig die allgemeine politische Entwicklung bei der Betrachtung zu berücksichtigen.

In den besagten beiden Jahren war die Hoffnung auf eine revolutionäre Erneuerung in Süddeutschland größer als je zuvor. Die Errichtung der Helvetischen Republik im März 1798 und des zu erwartenden Wiederausbruchs des Krieges schürte die Hoffnung der Schwaben auf eine eigene Republik. Die Helvetische Republik war ein durch Französischen Revolutionsexport errichtetes Staatengebilde im Raum der Schweiz, welches von 1798 bis 1803 bestand. Dieser Abschnitt der Geschichte der Schweiz wird *Helvetik* genannt. Mit dem zweiten Koalitionskrieg wuchs die Hoffnung auf einen revolutionären Umsturz in Süddeutschland. Ende 1798 hegte auch Hölderlin diese Erwartung und schrieb in einem Brief an seine Mutter: „Es ist wahrscheinlich, dass der Krieg, der nun eben wieder ausbricht, unser

Wirtemberg nicht ruhig lassen wird [...]. Im Falle, dass die Franzosen glücklich wären, dürfte es vielleicht in unserem Vaterlande Veränderungen geben.“ (Hölderlin, 1970: Hölderlin an die Mutter, gegen 10. März 1799, Bd. 2, 812) Im Sommer 1799 schickte Hölderlin das Gedicht “O Schlacht fürs Vaterland...”, das im Jahr 1796 als Entwurf entstanden war, in endgültiger Form an Neuffer. Dieses Werk gilt als Zeugnis der Hoffnung Hölderlins auf eine revolutionäre Erneuerung der deutschen Zustände.

Ende März 1799 wurden die französischen Truppen bei Ostrach und Stockach durch das Heer des Erzherzogs Karl geschlagen und zum Rückzug über den Rhein gezwungen. Im Sommer 1799 wurde das revolutionäre Frankreich dann geschlagen. Der Umschlag des Kriegsgeschehen erschütterte Hölderlin und er schrieb im November 1799 an Ebel, dass das „Zutrauen zu allem“, was ihm sonst „Freude und Hoffnung gab, zum innern Bilde des Menschen und das Leben und Wesen so ziemlich erschüttert,, sei. (Hölderlin, 1970: Hölderlin an Johann Gottfried Ebel, November 1799, Bd. 2, 874.) Es zeigt es sich hier, dass seit dem Sommer 1799 der ersehnte Aufbruch in eine neue Zukunft für Hölderlin immer weiter in die Ferne rückte.

Im Herbst 1799 entstand eine veränderte Konzeption der dritten Fassung der Tragödie “Empedokles, welche die Enttäuschung Hölderlins über das politische Geschehen beinhaltet. Günter Mieth schreibt hierzu: „Tragik entspringt nun, nicht mehr einer individuell-zufälligen Schuld, sondern ist im Historischen gegründet.“ (Mieth, 2001: 83) Hölderlin versucht in der Tragödie die Tendenz der Zeit als die Entwicklung hin zu einem neuen Frieden der Versöhnung zu interpretieren. „Sohn, dieser Zeit zu sein, heißt letztlich, dass im Leben des Empedokles die Gegensätze nur augenblicklich zu einer Vereinigung finden können, ohne dass dadurch der Gegensatz von Mensch und Natur wirklich aufgelöst wäre.“ (Hölderlin, 1970: Bd. 2, 124) Der Tod von *Empedokles* spiegelt das Schicksal der eigenen Zeit Hölderlins wider.

In der im Herbst 1799 entstandenen Ode „Der Frieden“ ist ein ähnliches Motiv wie in der Tragödie “Empedokles” zu erkennen. Hölderlin knüpft einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem kriegerischen Geschehen und dem Beginn eines neuen Lebens im Zeichen des Friedens. Hierin liegt der Ausgangspunkt für die in Hölderlins Gedichten nach 1799 immer wieder Gestalt annehmende Vorstellung von einem in den Gedichten wirkenden „Geist“ oder „Gott“, der die Geschichte zu einem vernünftigen Ziel d.h. Frieden hinführt.

Der Krieg brachte für Hölderlin einige Misslichkeiten mit sich, welche seine ökonomische

Lage erheblich erschwerte. Am 25. April 1800 wurde mit dem Rheinübertritt der Franzosen unter Moreau die wirtschaftliche Lage in Württemberg infolge neuer Quartierslasten und hoher Kontributionen immer gespannter. Auch Hölderlins Mutter hatte mit finanziellen Problemen zu kämpfen. Angesichts dieser Situation wurde im Sommer 1800 ein baldiger Frieden herbeigesehnt. Die Hoffnung auf Frieden beruhte auf der Konvention von Alessandria vom 15. Juni. 1800, die nach dem Sieg Napoleons bei Marengo verabschiedet wurde. Der einen Monat später auf deutschem Boden geschlossene Waffenstillstand zwischen Österreich und Frankreich wurde allgemein als „Vorbote eines nahen Friedens“ (Hölderlin, 1970: 149) angesehen. Nach dem erneuten Ausbruch der Kämpfe im Spätherbst wurde Österreich in der Schlacht im Dezember 1800 endgültig geschlagen. Hölderlin verfolgte diese Ereignisse mit großer Anteilnahme und schrieb an seine Mutter: „Ich hoffe immer noch, dass wir in kurzem Frieden haben und von kriegerischen Unruhen befreit sein werden.“ (Hölderlin, 1970: Hölderlin an die Mutter. Um Ende Juni 1800, Bd. 2, 894)

Da die durch den Kriegsausbruch entstandenen ökonomischen Probleme für die Allgemeinheit lebensbedrohlich waren, repräsentierte nun die zahlreiche Friedensliteratur immer mehr die öffentliche Meinung. Diese gesellschaftliche Entwicklung und der damit einhergehende zeitgeistliche Wandel der Jahre 1799 und 1800, war für Hölderlin der Ausschlag gebende Faktor für die Veränderungen seiner Friedensdarstellung.

#### **4. Die Interpretation von Hölderlins Ode “Der Frieden”**

Das Gedicht “Der Frieden” entstand im Jahre 1799 und ist eine alkäische Ode. Die Formalität der Ode gliedert den ganzen Text in strophischen Triaden. Hölderlin versucht mit seiner Ode “Der Frieden” die Betrachtung der Zeitgeschichte zu repräsentieren. Zudem möchte er zeigen, dass die Sehnsucht nach Frieden und das Streben mit der Welt friedlich in Einklang zu leben bei der Allgemeinheit durchaus vorhanden ist. Bei der folgenden Interpretation wird, um die einzelnen Abschnitte der Ode unabhängig von einander in Augenschein zu nehmen, chronologisch vorgegangen.

*4.1 Die Friedlosigkeit in der ersten und zweiten Strophentrias*

Wie wenn die alten Wasser, die in andern Zorn,  
In schrecklichern verwandelt wieder  
Kämen, zu reinigen, da es not war,

So gählt' und wuchs und wogte von Jahr zu Jahr  
Rastlos und überschwemmte das bange Land  
Die unerhörte Schlacht, daß weit hüllt  
Dunkel und Blässe das Haupt der Menschen.

Die Heldenkräfte flogen, wie Wellen, auf  
Und schwanden weg, du kürztest, o Rächerin!  
Den Dienern oft die Arbeit schnell und  
Brachtest in Ruhe sie heim, die Streiter.

O du, die unerbittlich und unbesiegt  
Den Feigern und den Ü bergewaltgen trifft,  
Daß bis ins letzte Glied hinab vom  
Schlage sein armes Geschlecht erzittert,

Die du geheim den Stachel und Zügel hältst,  
Zu hemmen und zu fördern, o Nemesis,  
Strafst du die Toten noch, es schliefen  
Unter Italiens Lorbeergärten

Sonst ungestört die alten Eroberer.  
Und schonst du auch des müßigen Hirten nicht,  
Und haben endlich wohl genug den  
Ü ppigen Schlummer gebüßt die Völker?

Die ersten sechs Strophen beschreiben einen Zustand der Friedlosigkeit. In der ersten Strophe werden „die alten Wasser“ (V.1) als „die unerhörte Schlacht“ (V.7) bezeichnet. In dieser Wasser-Metaphorik, die wurde der jambischen Entwurf „Die Völker schwiegen, schlummerten...“ aufgenommen, überschwemmt die unerhörte Schlacht das bangende Land ähnlich, wie die Wasser der alten Sintflut. „Die alten Wasser“ (V.1) stammen ursprünglich aus der griechischen Sintflutsage, in welcher der Sohn des Prometheus, der Titanenspross Deukalion (Hederich, 1996: Stichwort „Deutkalion“), seine Frau rettet. Eine weitere Bedeutung der „alten Wasser“ wird im vierten Vers mit „zu reinigen, da es not war“ (V.4) deutlich.

Am Versanfang der ersten Strophe wird durch die Verwendung von „Wie wenn“ (V.1) erkenntlich, dass das lyrische Ich hier eine allüberschauende Funktion hat. (Beyer/ Brauer, 2000: 203) Mit „So“ (V.1) wird in der zweiten Strophe der Gedanke der Sintflut im Hinblick auf ihre Folgen „wuchs und wogte von Jahr zu Jahr“ weitergeführt. Die mächtigen Wasser hüllen das „Haupt der Menschen“ (V.8) in „Dunkel und Blässe“ (V.8). Die Häufigkeit von Adjektiven, wie z.B. „rastlos“ (V.6), „bange“ (V.6) „dunkel“ (V.8) und „blässe“ (V.8) heben den furchtbaren Zustand der Menschheit noch weiter hervor. Es bietet sich hierbei durchaus der Vergleich der Kriegswirren mit dem Hereinbrechen einer gewaltigen Naturkatastrophe, wie z.B. einer Überschwemmung, an. Durch das Erscheinen der Nemesis in der dritten Strophe taucht zum ersten Mal der mythologische Aspekt auf. Sowohl die „Rächerin“ (V.10), die „Dienern“ (V.11) als auch die „Streiter“ (V.12) werden hier gleichzeitig als Nemesis bezeichnet. „Die Heldenkräfte flogen, wie Wellen, auf / Und schwanden weg“ (V.9-10), da die Nemesis erschien und „Kürztest“ (V.10) sowie „schnell“ (V.11) beschleunigen den Tod der Heldenkräfte. Im letzten Vers dieser Strophe klingen mit „Brachtest in Ruhe sie heim“ (V.12) versöhnliche Töne über den Tod an sich und die Totenruhe an.

Im Übergang zur vierten Strophe wechselt das Tempus vom Präteritum zum Präsens. Das Präsens erscheint zunächst in der bittenden Anrede an die Nemesis. Mit „O du“ (V.13) wird sie zwar direkt angesprochen, kommt aber namentlich erst in der Mitte der fünften Strophe vor. In die vierten Strophen kommt die Aussage, dass das Schicksal der Menschen in jeglicher Weise von der Natur abhängt, mehrfach zum Ausdruck. (Beyer/ Brauer, 2000: 210) Erstens durch die Nennung qualitativer Extreme menschlicher Verhaltensweisen „Den Feigen und den Übergewaltgen“ (V.14). Zweitens durch eine zeitliche Totalisierung „bis ins letzte Glied hinab“ (V.15). Drittens durch den wiederholten ausdrücklichen Bezug auf die Gattung „sein

armes Geschlecht erzittert“ (V.16), worin sich auf das Menschengeschlecht bezogen wird. In der fünften Strophe hat die griechische Göttin Nemesis mit ihren Eigenschaften „Stachel und Zügel“ (V.16) zu benutzen, um „Zu hemmen und zu fördern“ (V.17) durchaus Ähnlichkeit mit der Natur. Sie ist „unerbittlich“ und „unbesiegt“ (V.12) und besitzt somit die absolute Überlegenheit und Herrschaft über die Menschen. Darauf folgt die Forderung nach Beendigung dieses Zustands, in dem deutlich ein anklagender Ton mitschwingt: „Strafst du die Toten noch [...]“ (V.18), „schonst du auch des müßigen Hirten nicht“ (V.21) und „Und haben endlich [...] / [...] gebüßt die Völker?“ (V.22-23). Dagegen bezeichnet „die Toten“ (V.18) als „die alten Eroberer“ (V.20), die Römer. Sie werden „unter Italiens Lorbeergärten“ (V.19) bestattet. „Unter Italiens Lorbeergärten“ existieren sowohl der Ruhm in der Antike als auch die goldenen Früchte und Bilder des Friedens. Trotzdem werden „die Toten“ noch von der Nemesis bestraft, ihre Totenruhe gestört und ihnen keine Versöhnung in Aussicht gestellt. Sogar der „müßige Hirte“ (V.21) wird von der Nemesis nicht verschont. Er stellt die Unschuld der Menschen am Kriegsgeschehen dar und zugleich das Sinnbild der Friedfertigkeit. In der letzten Frage „Und haben endlich wohl genug den / Üppigen Schlummer gebüßt die Völker?“ (V.22-23) werden durch die Metapher des Schlafes die Obrigkeiten und Untertanen dargestellt. Die reinigende Flut der Revolutionskriege hatte den Völkern inzwischen so viel Zerstörung gebracht, dass nun Frieden und Erneuerung so notwendig erschienen wie nie zuvor.

#### *4.2 Die Anrufung des Friedens in der dritten Strophentrias*

Komm du nun, du der heiligen Musen all,  
Und der Gestirne Liebling, verjüngender  
Ersehnter Friede kom mit deinen  
Freundlichen und

Mit deinem stillen Ruhme, genügsamer!  
Mit deinen ungeschriebnen Gesezen auch,  
Mit deiner Liebe komm und gib ein  
Bleiben im Leben, ein Herz uns wieder.

Unschuldiger! sind klüger die Kinder doch

Beinahe, denn wir Alten; es irrt der Zwist  
Den Guten nicht den Sinn, und klar und  
Freudig ist ihnen ihr Auge blieben.

In der dritten Strophentrias wird ein Perspektivenwechsel vollzogen. Der Anrufung der Nemesis folgt nun die Anrufung der übermenschlichen Macht der Musen, die hier als der Frieden bezeichnet wird. Zugleich wechselt auch der Ton von Klagen hin zu Preisen. In der siebten Strophe wird der ersehnte Frieden mit dem Wort „Komm“ (V.24) in der göttlichen und kosmologischen Sphäre der Musen und Gestirne erbeten. Da diese ein Zeichen des Ewigen sind, ist es ihnen möglich der Welt den ewigen Frieden zu bringen. Durch Hölderlin wird der Frieden mit den „heiligen Musen“, den „Gestirnen“, dem „Liebling“ und dem „verjüngenden Ersehnten“ (V.25-26) gleichgesetzt. Hölderlin verbindet den Frieden mit dem Adjektiv „verjüngend“, da er in ihm die Hoffnung auf eine sich von Grund erneuernde Welt hegt. (Beyer/ Brauer, 2000: 228)

Die positiven Eigenschaften des Friedens werden daraufhin durch „kom mit deinen Freundlichen und / Mit deinem still Ruhme, genügsamer! / Mit deinen ungeschriebenen Gesezen auch, / Mit deine Liebe komm“ (V.26-30) hervorgehoben. In der achten Strophe stellt der „stille Ruhm“ (V.28) den Frieden, der vom Krieg unabhängig entsteht, dar.

Durch das Attribut „still“ wird zudem aufgezeigt, dass der Ruhm aus der Sphäre des Göttlichen kommt (Beyer/ Brauer, 2000: 232) und nach „ungeschriebenen Gesezen“ (V.29) eine neue Gesellschaft ermöglichen soll. Die Wendung „ungeschriebene Geseze“ (V.29) verdeutlicht, dass für Hölderlin der wahrhafte Frieden unter den Menschen ein wesentlich spirituelles Bedürfnis sein muss. Wenn ein solcher Frieden käme, wäre allen Menschen „ein / Bleiben im Leben“ (V.30-31) wieder ermöglicht und ihnen allen „ein Herz“ (V.31) wieder gegeben.

Die Darstellung des Friedens als übermenschliche Macht klingt in der neunten Strophe durch die Kinder und ihren Ausruf „Unschuldiger!“ (V.32) an. Sie selbst sind unschuldig geblieben, da sie an den Kriegen der Elterngeneration nicht beteiligt waren. Die Kinder werden sogar als „klüger [...] / Beinahe“ (V.32-33) als die „Alten“ (V.33) bezeichnet und da sie die Auswirkungen des Kriegs nicht zu spüren bekamen, blieben sie „klar“ (V.34) und „Freudig“ (V.35). Sie heißen die „Guten“ (V.34), denn sie sind die hoffnungsvolle nachwachsende Generation.

*4.3 Die erneute Anmahnung der Herrschenden in der vierten Strophentrias*

Wer hub es an? wer brachte den Fluch? von heut  
Ists nicht und nicht von gestern, und die zuerst  
Das Maß verloren, unsre Väter  
Wußten es nicht, und es trieb ihr Geist sie.

Zu lang, zu lang schon treten die Sterblichen  
Sich gern aufs Haupt, und zanken um Herrschaft sich,  
Den Nachbar fürchtend, und es hat auf  
Eigenem Boden der Mann nicht Segen.

Und unstät wehn und irren, dem Chaos gleich,  
Dem gärenden Geschlechte die Wünsche noch  
Umher und wild ist und verzagt und kalt von  
Sorgen das Leben der Armen immer.

Die zehnte Strophe signalisiert mit den Fragen: „Wer hub es an? Wer brachte den Fluch?“ (V.36) einen Perspektivenwechsel. Das Augenmerk wird auf die Suche, nach dem eigentlichen Verursacher der Kriegswirren gelenkt. Dies führt zu dem zweideutigen Ergebnis, dass nicht die Menschen die volle Verantwortung tragen, sondern „es trieb ihr Geist sie“ (V.39). In der mittleren Triade wird angedeutet, dass der nun nach allzu langem Krieg erflachte Frieden, die einleitende Phase zu einem neuen Weltzeitalter sein könne. In den Antworten auf die zu Anfang dieses Abschnitts gestellten Fragen: „von heut / Ists nicht und nicht von gestern“ (V.36-37) und „es treten die Sterblichen / Sich gern aufs Haupt,“ (V.40-41) verweigert es Hölderlin, einen historisch dingfest zu machenden Verursacher zu nennen, und erweist damit die Frage als falsch gestellt. Darüber hinaus werden „unsre Väter“ (V.38) als Verursacher des Krieges genannt, wobei es ihnen selbst nicht bewusst gewesen sei, dass sie „Das Maß verloren“ (V.38) haben. Vielmehr habe „ihr Geist“ (V.39) sie getrieben. Dabei gehört dieser „Geist der Unruh“ sicherlich nicht zu ihrer integralen Persönlichkeit. Er ist ein objektiver Geist, der in ihnen als ein Agent der umfassenden Natur wirkt.

In der elften Strophe wird mit „Zu lang, zu lang“ (V.40) eine logische Aussage zu einer erneuten Anmahnung an die herrschenden Kräfte, über die lange Dauer des Krieges. Der Verursacher des Krieges wird mit „es treten die Sterblichen / Sich gern aufs Haupt“ (V.40-41) als Antwort auf die Frage „Wer brachte den Fluch?“ (V.36) entlarvt. Die hier enthaltene Friedlosigkeit der älteren Generation, steht im Gegensatz zur Unschuld der Kinder, die Hölderlin in der neunten Strophe beschreibt. Einzelne historische Ereignisse werden durch die Zeitform des narrativen Präteritums dargestellt. Die Antworten hingegen sollen eine dauerhafte Gültigkeit erlangen, wozu Hölderlin ein generalisierendes Präsens verwendet. Beiden Fragen an Anfang der zehnten Strophe werden auf diese Weise eine herkömmliche Antwort verweigert. Der Vorwurf der Menschheit würde sich um die Herrschaft zanken, den Nachbarn fürchten und somit auf dem eigenen Boden den Segen nicht finden (V.41-43) heben die unsägliche Kriegeslust noch einmal hervor. Durch diesen Abschnitt des Gedichtes wird ein klarer Bezug zur damaligen Geschichte deutlicht. Die zu lange nun schon andauernden Revolutionskriege haben dem Nachbarland Frankreich eben nicht die Voraussetzungen für eine neue Gesellschaftsordnung gebracht, sondern sich als Unternehmungen zur Territorialexpansion und Machtvergrößerung erwiesen. Diese Machtgier brachte den Bürgern Frankreichs im eigenen Land keinen „Frieden“.

In nur scheinbarem Widerspruch zu den beiden anderen Strophen dieser Triade trifft die zwölfte Strophe konkrete Feststellungen über das Menschengeschlecht. Die aktuellen Ereignisse jener Zeit außer Acht gelassen, bieten die hier beschriebenen Antworten auf die Fragen der zehnten Strophe eine neue Sichtweise an. Adjektive bzw. Partizipien „unstät“ (V.44), „gährend“ (V.45), „irren“ (V.44), „wild“ (V.46), „verzagt“ (V.46) und „kalt / Von Sorgen“ (V.46-47) drücken die negativen Eigenschaften des Menschengeschlechts aus. In diesem Zustand in dem vielen der Frieden noch unsagbar fern erscheint, herrscht die Befürchtung, dass der Krieg für „immer“ (V.47) andauern wird. Die Menschen leben „noch“ (V.45) unter der Herrschaft der Sorge und in einer Situation „dem Chaos gleich“ (V.44). Ein Ende des schon solange andauernden „zanken um Herrschaft“ (V.41) ist dringend nötig, damit eine neue gesellschaftliche und politische Ordnung aus den Wirren der Revolutionskriege entstehen kann. Von dieser Perspektive aus betrachtet, stellt Hölderlin in dieser Ode einen zyklischen Wechsel zwischen notwendigem Streit und notwendigem Frieden vor, und der Gedanke eines unumkehrbaren Friedens fließt nun in die Betrachtung mit ein.

#### *4.4 Die Sehnsucht nach Frieden im Bezug auf die universale Ordnung in der fünften Strophentrias*

Du aber wandelst ruhig die sichre Bahn,  
O Mutter Erd, im Lichte. Dein Frühling blüht,  
Melodischwechselnd gehn dir hin die  
Wachsenden Zeiten, du Lebensreiche!

Und wie mit andern Schauenden lächelnd ernst  
Der Richter auf der Jünglinge Rennbahn sieht,  
Wo glühender die Kämpfenden die  
Wagen in stäubende Wolken treiben,

So steht und lächelt Helios über uns  
Und einsam ist der Göttliche, Frohe nie,  
Denn ewig wohnen sie, des Aethers  
Blühende Sterne, die Heiligfreien.

In den drei letzten Strophen wendet Hölderlin den Blick von dem noch unruhevollen und chaotischen Geschlecht, hin zu einer Dimension des Kosmos, in welcher der Frieden daheim ist. Im Gegenteil zum „Unsteten“, „Irrenden“, „Gärendem“, „Wilden“, „Verzagtem“ und „Kaltem“ der noch nicht friedensfähigen Menschen, steht das unbeirrte „ruhige“ (V.48), „sichere“ (V.48), „Wandeln“ (V.49) der „Mutter Erd“ (V.49). Die „sichre Bahn“ (V.48) bezeichnet hier die Gegenwart. Die Erde wird in ihrer kosmischen Dimension als Einheit mit dem Sonnengott Helios, welcher das Licht verkörpert (V.49), betrachtet. Das bedeutet die „Bahn“ auf „der Erd“ ist nicht exzentrisch, und deswegen ist die Bahn „sicher“. Die Gegensätzlichkeit der Sphären von Menschen und Göttern wird in der Ode z.B. durch „kalt von / Sorgen das Leben der Armen immer“ (V.46-47) und „Du aber [...] / O Mutter Erd“, (V.48-49) betont. Die Mutter Erde tritt hier als Mittler zwischen Menschen und göttlichen Mächten auf. Sie ist für die Menschen die „Lebensreiche“ (V.51). Von allen Jahreszeiten lässt sich am besten Frühling der Mutter Erde zuordnen. Er ist die Zeit des Wachstums, und wird deshalb als „Melodischwechselnd“ (V.50) bezeichnet. Dieser sinnvolle Wechsel ist es, in dem

sich die „Mutter Erd“ im Ganzen als die „Lebensreiche“ erweist.

Wie die beiden ersten Strophen der Ode, die in einem „Wieso“ Vergleich verbunden waren, so sind es auch die beiden letzten. Das menschliche Geschick ist hierbei der Ansatzpunkt für einen Vergleich mit dem Kriegsgeschehen eines Vergleiches. Im Gleichnis des Wagenrennens, einem an sich geordneten Wettkampf, wo allerdings für den Kämpfenden „in stäubenden Wolken“ (V.55) sich kein Ende, kein Ziel abzeichnet, ist laut Reglement dennoch ein Sieg vorgeschrieben. In der letzten Strophe erscheint „Helios“ (V.56) als Garant der universalen Ordnung. Er wird mit dem „Richter“ (V.53) bei den Wagenrennen der „Jünglinge“ (V.53) verglichen und scheint zunächst nur ein einfacher Richter in einem griechisch stilisierten Kampfsport zu sein. Allerdings repräsentiert er zudem noch den ewige Frieden als „des Aethers / Blühende Sterne, die Heiligfreien“ (V.58-59) und garantiert die gute kosmische Ordnung.

#### *4.5 Das utopische Konzept bei Hölderlin*

Hölderlin versucht durch diese Ode Erkenntnis über die eigene Gegenwart zu erlangen und verknüpft den Gedanken des Friedens aufs engste mit der politisch-sozialen Utopie. (Keller-Loibl, 1995: 219) In der Ode sind vier utopische Konzepte zu erkennen. (Keller-Loibl, 1995: 225)

Im ersten Konzept ist der Frieden als das Ergebnis von Gerechtigkeit und der Freiheit zu sehen. Hölderlins Ziel die Schlacht möglichst bald zu beenden, setzt die Gerechtigkeit voraus. Die Gerechtigkeit ist wiederum mit der Aufhebung der Willkür der Macht verbunden. In der zweiten Utopie ist der Frieden eine Form der sozialen Interaktion. Als solche gelten die Liebe, die Güte, der Gemeingeist und die Geselligkeit. In der Ode tritt als Eigenschaft des Friedens vor allem die Liebe auf. Dieser Frieden soll den Menschen nicht nur ein „Bleiben im Leben“ (V.31) ermöglichen, sondern ihnen auch ein „Herz“ geben. Der Frieden kann aber auf innere Ausgeglichenheit bedeuten. Diese, im dritten Konzept auftretende Ausgeglichenheit, ist die Harmonie von Bedürfnissen, Kräften, Ruhe und Zufriedenheit. Durch den Frieden findet das Herz der Menschen Ruhe. Das vierte Konzept konzentriert sich auf philosophische Wahrnehmung des Friedens. Gegensätze, z.B. der Schönheit und des Maßes, bilden hierbei eine Einheit. Diese Gedanken zeigen, dass die Idee des Friedens in Hölderlins Dichtung politisch-gesellschaftliche, soziale, individuelle und philosophische Fragestellungen in sich vereint.

## 5. Fazit

Wie in der vorliegenden Arbeit bereits erwähnt, war die Französische Revolution für zahlreiche Erfahrungen, die Hölderlin in jener Zeit machte, verantwortlich. Da die Menschen in der damaligen Gesellschaft sowie auch Hölderlin selbst unter der entsetzlichen kriegerischen Situation litten, wünschten sich alle ein neues Leben in der Zukunft. Der Grund, warum diese Sehnsucht überhaupt existiert, tritt in der Ode "Der Frieden" in Form eines kriegerischen Zustands auf und wird durch eine unerhörte Schlacht in den ersten sechs Strophen beschrieben. Die negativen Eindrücke werden durch Metaphern aus der klassischen Mythologie verstärkt. Der Fluch der Nemesis welcher über dem Geschehen hängt, ist ein weiteres beeindruckendes Element, welches die negative Stimmung deutlich werden lässt.

Durch die Anrufung der heiligen Musen verändert Hölderlin mit großem Geschick die Grundstimmung. Der Höhepunkt der Ode ist eindeutig die Sehnsucht nach Frieden, welche den Leser die bittere Klage vergessen lässt. Wer aber hat dies alles verursacht?

Der Zustand des Krieges ist für die Menschen nicht zu ertragen, dennoch scheinen sie, die Kinder ausgeschlossen, die Hauptverursacher zu sein. Mahnen mag hier zwar hilfreich sein, aber auch eine Flucht aus der Realität hinaus, wie Hölderlin mit seiner Rückkehr zur Natur beschreibt, scheint einen Lösungsweg zu liefern.

Heute sowie auch damals ermöglicht uns die Stabilität in der Gesellschaft in Frieden zu leben. Zudem ist die Harmonie unserer eigenen inneren Seele ein wichtiges Charakteristikum für den Frieden in unserem eigenen Leben. Hölderlins Konzept des Friedens macht uns begreiflich, dass obwohl der Begriff Frieden im Laufe der Zeit immer einer Wandlung unterlag, die grundsätzliche Idee immer noch vorhanden ist.

## Literaturverzeichnis

### Ausgaben und Quellen:

- Adelung, Johann Christoph: Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen, Zweiter Teil, von F-K. Leipzig. 1775.
- Hölderlin, Friedrich: *Sämtliche Werke und Briefe*. Hg. Günter Mieth. 2 Bände. München, 1970. S. 108-109.
- Hederich, Benjamin: *Gründliches mythologisches Lexikon*. Darmstadt, 1996.
- Herder, Johann Gottfried: *Sämtliche Werke in 33 Bänden*. Hg. Bernhard Suphan. Berlin, 1877-1913.
- Kant, Immanuel: *Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf*. Königsberg, 1795.
- Kluge, Friedrich: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Berlin. New York. 1989.
- Meister, Leonard: *Auf den Frieden von Lüneville vom 9ten Febr. 1801*. In: Der Helvetische Volksfreund. Hg. Johann Jacob Hausknecht. St. Gallen, 28. Hornung 1801, S. 94.
- Reallexikon für Antike und Christentum. Sachwörterbuch zur Auseinandersetzung des Christentums mit der antiken Welt*. Hg. Theodor Klauser. Stuttgart, 1950.
- Zedler, Johann Heinrich: *Grosses vollständiges Universal-Lexikon Aller Wissenschaften und Künste*. Bd.9. Halle u. Leipzig, 1735.
- Literatur über Hölderlin:**
- Bertaux, Pierre: *Hölderlins Vision vom Frieden*. In: Streit um den Frieden. Hg. Werner Beck und Reihard Schmid. Mainz u. München, 1967. S. 53-63.
- Bertaux, Pierre: *Hölderlin und die französische Revolution*. In: Hölderlin-Jahrbuch 15. Hg. Bernhard Böschstein und Alfred Kelletat. Tübingen, 1967/68. S. 1-27.
- Beyer, Uwe / Brauer, Ursula: „*Streit und Frieden hat seine Zeit*“. *Hölderlins Entwicklung seiner Geschichtsphilosophie aus der Anschauung der Gegenwart: Fünf Zeitgedichte vor 1800*. Stuttgart u. Weimar, 2000.
- Binder, Wolfgang: *Hölderlins "Friedensfeier"*. In: Kluckhohn Paul. Zum siebzigsten Geburtstag. Eine Festgabe der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft

- und Geistesgeschichte. Stuttgart, 1956. S.151-184. (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte Jg.30. 1956. H.2/3)
- Böckmann, Paul: *Hölderlins "Friedensfeier"*. In: Hölderlin-Jahrbuch 9. Hg. Bernhard Böschstein und Alfred Kellertat. Tübingen, 1955/56. S. 1-32
- Jenisch, Daniel: *Geist und Charakter des 18. Jahrhunderts, politisch, moralisch, ästhetisch und wissenschaftlich betrachtet*. Berlin, 1800.
- Keller-Loibl, Kerstin: „...gib ein Bleiben im Leben, ein Herz uns wieder.“ *Der Frieden in Hölderlins Werk*. Tübingen u. Basel, 1995.
- Landauer, Gustav: *Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten*. In: Hölderlin. Beiträge zu seinem Verständnis in unserem Jahrhundert. Hg. Alfred Kellertat. Tübingen, 1961. S. 71-77.
- Mieth, Günter: *Friedrich Hölderlin. Dichter der bürgerlich-demokratischen Revolution*. Würzburg, 2001.
- Oehler, Ilva: *Die schweizerische Publizistik zur Zeit des Friedens von Lunéville*. In: Hölderlin-Jahrbuch 12. Hg. Bernhard Böschstein und Alfred Kellertat. Tübingen, 1961/62. S. 242-249.
- Zimmermann, Harro: *Die Französische Revolution in der deutschen Literatur 1789-1989*. In: Schreckensmythen-Hoffnungsbilder. Die französische Revolution in der deutschen Literatur. Hg. Harro Zimmermann. Frankfurt a.M, 1989.